

SCHILLERFEST 2008

Schillers Balladen

*„Ihr habt das Herz
mir bezwungen“*



Preis: 3 €

Impressum:
© Ralf Schauerhammer
Dichterpflänzchen e.V.
Rüdesheimer Straße 28 · 65197 Wiesbaden
Telefon 0611- 80 15 14
E-Mail: info@dichterpflaenzchen.com

Begrüßung und musikalisches Vorspiel

Rezitator: Pegasus im Joche

Auf einen Pferdemarkt - vielleicht zu Haymarket,
wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln,
bracht einst ein hungriger Poet
der Musen Ross, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph,
und bäumte sich in prächtiger Parade,
erstaunt blieb jeder stehn und rief:
„Das edle, königliche Tier! Nur schade,
dass seinen schlanken Wuchs ein hässlich Flügelpaar
entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Rasse, sagen sie, sei rar,
doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner will sein Geld verlieren.“
Ein Pächter endlich fasste Mut.
„Die Flügel zwar“, spricht er, „die schaffen keinen Nutzen,
doch die kann man ja binden oder stutzen,
dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen“;
der Täuscher, hoch vergnügt die Ware loszuschlagen,
schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort“,
und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Tier wird eingespannt.
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
so rennt es fort mit wilder Flugbegierde,
und wirft, von edelm Grimm entbrannt,
den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Tiere
kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr ich Passagiere,
da stell ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen,
der Koller gibt sich mit den Jahren.

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
verlässt es bald der Räder sichre Spur,

und treu der stärkeren Natur
durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken,
der gleiche Taumel fasst das ganze Postgespann,
kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
der Wagen wohl gerüttelt und zerschellt,
auf eines Berges steilem Gipfel hält.

„Das geht nicht zu mit rechten Dingen“,
spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.
„So wird es nimmermehr gelingen;
lass sehn, ob wir den Tollwurm nicht
durch magre Kost und Arbeit zwingen.“
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,
eh noch drei Tage hingeschwunden,
zum Schatten abgezehrt. „Ich hab's, ich hab's gefunden“,
ruft Hans. „Jetzt frisch, und spannt es mir
gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier.“

Gesagt, getan. In lächerlichem Zuge
erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht
der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
und Phöbus' stolzes Ross muss sich dem Stier bequemen,
bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
von Gram gebeugt das edle Götterpferd
zu Boden stürzt, und sich im Staube windet.

„Verwünschtes Tier!“ bricht endlich Hansens Grimm
laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
„So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm,
mich hat ein Schelm mit dir betrogen.“

Indem er noch in seines Zornes Wut
die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgenut
ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,
und durch den blonden Schmuck der Haare
schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
„Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?“
ruft er den Baur von weitem an.
„Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
ich bitte dich, welch ein Gespann:

Willst du für eine kleine Weile
dein Pferd zur Probe mir vertraun,
gib acht, du sollst dein Wunder schaun!“

Der Hippogryph wird ausgespannt,
und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Tier des Meisters sichere Hand,
so knirscht es in des Zügels Band,
und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
entrollt mit einemmal in Sturmes Wehen
der Schwingen Pracht, schießt brausend himmeln,
und eh der Blick ihm folgen kann,
entschwebt es zu den blauen Höhen.¹

Laura: 1. Brief

Lieber Opa,
wir sind hier – siehe Kreuz auf der Ansichtskarte. Wir haben ein schönes Appartement und schon drei Tage nur Regen. Wie gut, dass ich beim Wegfahren noch schnell das dicke Gedichtbuch aus dem Bücherregal geschnappt habe – mit Widmung von Dir an Mami – Geburtstag 1993. Ich kuschele mich in den Sessel und lese. Besonders gefallen mir Balladen. Wie schön, dass das Flügelpferd es immer wieder in den Himmel hinauf schafft. – „Es waren zwei Königskinder“ gefällt mir ganz besonders, es ist so schön traurig.

Viele Grüße (auch von Mami und Papa)
Deine Laura

1 Wortlaut und Strophenverteilung bei Schillers Balladen folgt der Ausgabe von Schillers Sämtlichen Werken in 5 Bänden des Winkler Verlags (München 1968), die sich auf die jeweilige Fassung letzter Hand stützt. Die Großschreibung der Zeilenanfänge haben wir dann beibehalten, wenn es uns für den Gedichtvortrag vorteilhaft erschien, wie z. B. in „Der Graf von Habsburg“ und „Der Handschuh“.

Rezitator: Es waren zwei Königskinder

[Gegen Ende im Hintergrund die Volkslied-Melodie. Die Strophen 5-8 können entfallen.]

Es waren zwei Königskinder,
die hatten einander so lieb,
sie konnten beisammen nicht kommen,
das Wasser war viel zu tief.

Ach Liebster, könntest du schwimmen,
so schwimm doch herüber zu mir!
Drei Kerzen will ich anzünden,
und die sollen leuchten zu dir.

Das hört ein falsches Nönnchen,
die tät, als wenn sie schlief;
sie tät die Kerzelein auslöschten,
der Jüngling ertrank so tief.

Ach Mutter, herzlichste Mutter,
mein Kopf tut mir so weh!
Ich möcht so gern spazieren
wohl an die grüne See.

Ach Tochter, herzlichste Tochter,
allein sollst du nicht gehn,
weck auf dein jüngste Schwester,
und die soll mit dir gehn!

Ach Mutter, herzlichste Mutter,
meine Schwester ist noch ein Kind,
sie pflückt ja all die Blümlein,
die auf Grünheide sind.

Ach Tochter, herzlichste Tochter,
allein sollst du nicht gehn,
weck auf dein jüngsten Bruder
und der soll mit dir gehn!

Ach Mutter, herzlichste Mutter,
mein Bruder ist noch ein Kind,
der schießt ja all die Vöglein,
die auf Grünheide sind.

Die Mutter ging nach der Kirche,
die Tochter hielt ihren Gang.
Sie ging so lang spazieren,
bis sie den Fischer fand.

Ach Fischer, liebster Fischer,
willst du verdienen groß Lohn,
so wirf dein Netz ins Wasser
und fisch mir den Königssohn!

Er warf das Netz ins Wasser,
er ging bis auf den Grund;
er fischte und fischte so lange,
bis er den Königssohn fund.

Sie schloss ihn in ihre Arme
und küsst seinen bleichen Mund:
Ach Mündlein, könntest du sprechen,
so wär mein jung Herze gesund!

Sie schwang sich um ihren Mantel
und sprang wohl in die See:
Gut Nacht, mein Vater und Mutter,
ihr seht mich nimmermehr!

Opa: 2. Brief

Liebe Laura,

Du kleine Leseratte. Hast Du etwa Liebeskummer? Früher gab es viele „Königskinder, die nicht zusammenkommen konnten“, weil bei der Heirat der gesellschaftliche Stand wichtiger war als die Liebe. Oft wurden die Paare von den Eltern bestimmt; in manchen

Ländern ist das heute noch so. Deshalb hat früher diese „schön traurige“ Geschichte sehr viele Menschen angesprochen und es ist eine Volksballade daraus geworden.

Die Geschichte selbst ist sehr alt. Sie handelt von Hero und Leander. Hero lebte als Priesterin der Aphrodite alleine in einem Turm in Sestus am Ufer der Meeresenge zwischen Europa und Asien. Leander war ein junger Mann, der auf der anderen Seite des Hellesponts in Abydos lebte. Jede Nacht schwamm er die Strecke von über 1300 Metern durch das Meer, um bei Hero zu sein. Hero stellte immer eine Lampe ins Turmfenster, damit Leander sich auf dem Meer im Dunklen orientieren konnte. Eines Tages löschte ein Unwetter die Lampe aus und Leander ertrank. Als Hero das merkte, stürzte sie sich von dem Turm, um mit ihrem Geliebten im Tode vereint zu sein.

Die Geschichte von Hero und Leander haben viele Dichter poetisch verarbeitet, zum Beispiel Christopher Marlowe, Hans Sachs und Friedrich Schiller. Aber diese schönen Gedichte schlummern heute alle in dicken Büchern und richtige Volksballaden gibt es wohl nicht mehr.

Alles Gute
Dein Opa

Sänger: In the Ghetto [gesungen mit Gitarre]

(Text und Noten von Scott Davis)

As the snow flies
On a cold and gray Chicago mornin'
A poor little baby child is born
In the ghetto (in the ghetto)
And his Mama cries

,cause if there's one thing that she don't need
It's another hungry mouth to feed
In the ghetto (in the ghetto)

People, don't you understand
The child needs a helping hand
Or he'll grow to be an angry young man some day
Take a look at you and me,
Are we too blind to see,
Do we simply turn our heads
And look the other way

Well, the world turns
And a hungry little boy with a runny nose
Plays in the street as the cold wind blows
In the ghetto (in the ghetto)

And his hunger burns
So he starts to roam the streets at night
And he learns how to steal
And he learns how to fight
In the ghetto (in the ghetto)

Then one night in desperation
The young man breaks away
He buys a gun, steals a car,
Tries to run, but he don't get far
And his Mama cries

As a crowd gathers ,round an angry young man
face down on the street with a gun in his hand
In the ghetto (in the ghetto)

And as her young man dies
On a cold and gray Chicago mornin',
Another little baby child is born
In the ghetto (in the ghetto)
And his Mama cries
In the ghetto (in the ghetto)

Laura: 3. Brief

Lieber Opa,

es gibt heute doch noch Volksballaden. Wir nennen sie nur englisch „Ballads“ und sie werden gesungen. Du kennst bestimmt einige, zum Beispiel „In the Ghetto“. Das ist auch eine Frage, die heute viele Menschen anspricht, wie damals die Königskinder. Es gibt so viele arme Kinder auf der Welt, denen keiner hilft. Und in den Nachrichten hat einer gesagt, der Terrorismus hänge damit zusammen, dass junge Menschen nichts haben außer Wut – im Gaza zum Beispiel oder in Afghanistan.

Das Wetter ist übrigens besser geworden, aber ich lese trotzdem jeden Tag im Balladenbuch. Einige habe ich schon mehrmals gelesen und auch der Mami vorgelesen – Papa macht immer komische Bemerkungen, das soll wohl cool sein. Irgendwie denke ich, dass die Balladen von Friedrich Schiller etwas Besonderes haben. Ich kann nicht sagen, was es ist. Du warst doch Lehrer und kannst bestimmt erklären, was es ist. In zehn Tagen fahren wir wieder heim.

Bis bald

Deine Laura

Rezitator: Im Ghetto [rezitiert] [singsbare Übertragung von Ralf Schauerhammer]

Während Schnee fällt,
an 'nem grauen, kalt'n Chicago Morg'n
wird'n armer, kleiner Junge gebor'n.
Im Ghetto.

Seine Mama weint.
Denn sie braucht in dieser schweren Zeit
nicht noch'n Mund, der vor Hunger schreit.
Im Ghetto.

Menschen, seht's doch ein,
dem Kind muss geholfen sein,
sonst wird daraus ein zorniger junger Mann.
Das gilt für dich und mich,
warum seh'n wir nicht?
Warum tun wir nur alle so,
als geht uns das nichts an?

Und die Zeit rennt.
Aus dem Baby wird ein hungriges Kind,
das spielt in den Straßen im kalten Wind.
Im Ghetto.

Und der Hunger brennt.
Und bald treibt er sich herum bei Nacht
und er lernt, wie man stiehlt
und Randalte macht.
Im Ghetto.

Eines Abends in Verzweiflung
dreht der junge Mann dann durch,
besorgt 'ne Knarre, raubt sich Geld,
versucht zu fliehen und wird gestellt.
Seine Mama weint.

Alle starren auf den zornigen Mann,
auf's Pflaster gestreckt, die Pistol' in der Hand,
Im Ghetto.

Während ihr Junge stirbt,
an 'nem grauen, kalt'n Chicago Morg'n
wird'n and'rer kleiner Junge gebor'n.
Im Ghetto.
Seine Mama weint.
Im Ghetto.

Opa: 4. Brief

Liebe Laura,

Dein Brief hat mich so gefreut, dass ich gleich antworten muss. Mit den „Ballads“ hast Du völlig recht. Daran habe ich gar nicht gedacht, weil ich fast keine Schlager höre. Ich habe mir den Text der „Ballad“ übersetzt und verstehe nun tiefer, worum es geht.

Das Besondere an Schillers Balladen wirst Du selbst herausfinden – meint der alte Lehrer in mir. Ich lege einige Zitate aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und seinem Freund Körner bei. Denke darüber nach. Wenn Du willst, werde ich dir noch weitere Briefe und Aufsätze von Schiller schicken, wenn Du wieder zuhause bist.

Viel Freude beim Lesen und Nachdenken

Dein Opa

Rezitator:

Anlage zum Brief:

Zitate aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und seinem Freund Körner

Körner an Schiller

Dresden, den 27. Sept. 1797.

Die „Ballade: die Kraniche des Ibykus, habe ich ... bekommen... Die Darstellung ist köstlich und einzelne Stellen machen große Wirkung; aber das Ganze hat etwas Trocknes, ohngefähr wie der Ring des Polykrates. Die Einheit ist hier wieder ein abstrakter Begriff, die Rache des Schicksals, wie dort der Nemesis... [Aber] im erzählenden Gedicht darf das Unsinnliche, dünkt mich, nicht herrschen.“

Schiller an Körner

Jena, 2. Okt. 1797.

„Die Trockenheit, die Du... [am Ibykus] und auch am Polykrates bemerkst, mag von dem Gegenstand wohl kaum zu trennen sein; weil die Personen darin nur um der Idee willen da sind und sich als Individuen derselben subordinieren [der Idee unterordnen]. Es fragte sich also bloß, ob es erlaubt ist, aus dergleichen Stoffen Balladen zu machen.“

Körner an Schiller

Dresden, den 25. Dez. 1797.

„Meinen Vorwurf der Trockenheit kann ich nicht zurücknehmen... Ein erzählendes Gedicht – dies ist's, was ich behaupte – fordert eine menschliche Hauptfigur, und für diese die stärkste Beleuchtung. Dies vermisste ich hier [beim Ibykus] und im Ring des Polykrates.“

Schiller an Körner

Jena, 27. April 1798.

„Deine Kritik des Almanachs hat Goethe viel Vergnügen gemacht... In dem aber, was Du über den Ibykus und Polykrates sagst, ... ist er nicht Deiner Meinung... Er hält Deinen Begriff, aus dem Du sie beurteilst und tadelst, für zu eng, und will diese Gedichte als eine neue, die Poesie erweiternde Gattung angesehen wissen. Die Darstellung von Ideen, so wie sie hier behandelt wird, hält er für kein Dehors [keine Äußerlichkeit] der Poesie, und will dergleichen Gedichte mit denjenigen, welche abstrakte Gedanken symbolisieren, nicht verwechselt wissen.“

[[Hier ist ein musikalisches Zwischenspiel möglich.]]

Laura: 5. Brief

Lieber Opa,
vielen Dank für die Briefstellen. Wie toll, dass es die Briefe noch gibt. Ich glaube, ich habe den wesentlichen Punkt verstanden. Körner will sich vor allem an den Personen erfreuen, aber Schiller sagt: Achtung! Die Personen in meinen Balladen sind nur um der Idee willen da. Und Goethe findet das auch, weil er Schillers Balladen als „Darstellung von Ideen“ versteht. Der Ausdruck überrascht mich, denn Ideen sind doch keine Dinge, die man darstellen kann – denke ich jedenfalls. Wahrscheinlich ist es das, was man beim Lesen spürt. Schiller erzählt nicht nur eine interessante Geschichte, sondern eine tiefe Idee scheint hindurch – etwas ganz Grundlegendes über den Menschen – und man freut sich dann gleichzeitig über die aufregende Geschichte und die schöne Idee, auch wenn sie nur wie von ferne da ist und man viel nachdenken muss, um klarer zu sehen.

Den „Ibykus“ und den „Ring des Polykrates“ habe ich gelesen und ich will nun auf alle Fälle mehr von Schillers Briefen und Schriften lesen, um herauszufinden, was hinter den Balladen steckt. Aber schicken brauchst Du nichts, ich habe Mama überredet, dass wir auf dem Heimweg einen Abstecher machen und Dich besuchen kommen.
Also bis Sonntag,
Deine Laura

Rezitator: Der Ring des Polykrates

Er stand auf seines Daches Zinnen,
er schaute mit vergnügten Sinnen
auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir untertänig“,
begann er zu Ägyptens König,
„Gestehe, dass ich glücklich bin.“

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deinesgleichen waren,
sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen,
dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
solang des Feindes Auge wacht.“

Und eh der König noch geendet,
da stellt sich, von Milet gesendet,
ein Bote dem Tyrannen dar:
„Lass, Herr! des Opfers Däfte steigen
und mit des Lorbeers muntern Zweigen
bekränze dir dein festlich Haar.

Getroffen sank dein Feind vom Speere,
mich sendet mit der frohen Märe
dein treuer Feldherr Polydor –“
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
noch blutig, zu der beiden Schrecken,
ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn ich dich, dem Glück zu trauen“,
versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk, auf ungetreuen Wellen,
wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“

Und eh er noch das Wort gesprochen,
hat ihn der Jubel unterbrochen,
der von der Reede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
kehrt zu den heimischen Gestaden
der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkundge Scharen
bedräuen dich mit Kriegsgefahren,
Schon nahe sind sie diesem Strand.“

Und eh ihm noch das Wort entfallen,
da sieht man's von den Schiffen wallen,
und tausend Stimmen rufen „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
vorbei, geendet ist der Krieg.“

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muss dich glücklich schätzen,
doch“, spricht er, „zitr ich für dein Heil.

Mir grauet vor der Götter Neide,
des Lebens ungemischte Freude
ward keinem Irdischen zuteil.

Auch mir ist alles wohlgeraten,
bei allen meinen Herrschertaten
begleitet mich des Himmels Huld,
doch hatt ich einen teuren Erben,
den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
so flehe zu den Unsichtbaren,
dass sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
auf den mit immer vollen Händen
die Götter ihre Gaben streun.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
so acht auf eines Freundes Lehren
und rufe selbst das Unglück her,
und was von allen deinen Schätzen
dein Herz am höchsten mag ergötzen,
das nimm und wirf's in dieses Meer.“

Und jener spricht, von Furcht bewegt:
„Von allem, was die Insel heget,
ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnyen weihen,
ob sie mein Glück mir dann verzeihen.“
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte,
da tritt mit fröhlichem Gesichte
ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab ich gefangen,
wie keiner noch ins Netz gegangen,
dir zum Geschenke bring ich ihn.“

Und als der Koch den Fisch zerteilet,
kommt er bestürzt herbegeeilet
und ruft mit hocherstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
ihn fand ich in des Fisches Magen,
O ohne Grenzen ist dein Glück!“

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht fern hausen,
mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben,
fort eil ich, nicht mit dir zu sterben.“
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

Laura: 6. Brief

Lieber Opa,
ich muss Dir doch noch mal schreiben, obwohl wir uns ja am Sonntag sehen, aber ich habe den Ring des Polykrates mehrmals gelesen und überlegt, welche Idee es ist, die Schiller darstellt. Dass die Götter neidisch sind, ist sehr seltsam. Vielleicht ist es so gemeint: Viele Menschen leiden schrecklich und können doch gar nichts dafür, und dann ist der Neid der Götter doch irgendwie gerecht, weil er dafür sorgt, dass unter den Menschen Glück und Unglück einigermaßen verteilt sind. Jedenfalls ist mir klar geworden, dass ich eigentlich viel zu selbstverständlich erwarte, dass ich Glück habe, anstatt überrascht und froh darüber zu sein.

Ich habe noch über ein anderes Gedicht nachgedacht: „Die Teilung der Erde“. Es ist auch ohne Nachdenken sehr schön, weil man sich so gut in die Rolle des Poeten versetzen kann. Alle raffen sich Reichtümer, jeder wie er am besten kann. Ja, aber der Poet, der nimmt sich nichts, und er bekommt das Beste, den Himmel! Er darf auf Erden schon bei Gott sein. Genau wie das Flügelpferd in den Himmel schwebt. Ist das nicht eine wunderschöne Idee!

Deine Laura

Rezitator: Die Teilung der Erde

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
den Menschen zu; nehmt, sie soll euer sein.
Euch schenk ich sie zum Erb und ew'gen Lehen;
doch teilt euch brüderlich darein.

Da eilt was Hände hat, sich einzurichten,
es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
der Junker pirschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
der König sperrt die Brücken und die Straßen
und sprach, der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
naht der Poet, er kam aus weiter Fern;
ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
und alles hatte seinen Herrn.

Weh mir! So soll denn ich allein von allen
vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
an deines Himmels Harmonie mein Ohr;
verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
berauscht, das Irdische verlor!

Was tun? spricht Zeus, - die Welt ist weggegeben,
der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
so oft du kommst, er soll dir offen sein.

Rezitator: Friedrich Schiller: Über Bürgers Gedichte.

Bei der Vereinzelung unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte notwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt.

Ein Volksdichter für unsere Zeiten hätte also bloß zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl, entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu tun – oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben.

Welch Unternehmen, dem Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein – ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimnis, sie aufzulösen – glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplizität in Behandlung desselben. Jenen

müsste der Dichter ausschließlich nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind.

In stillschweigendem Einverständnis mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhilfe geben und das Leidenschaftsbedürfnis für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. mehr einen reinern und geistreichern Text unterlegen. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen und in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten geben.

[[Musikalisches Zwischenspiel.]]

Rezitator: Friedrich Schiller: Über Bürgers Gedichte

Eine notwendige Operation des Dichters ist Idealisierung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines inneren Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt.

Rezitator: Die Kraniche des Ibykus

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
der auf Korinthus' Landesenge
der Griechen Stämme froh vereint,
zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
der Lieder süßen Mund Apoll;
so wandert' er, an leichtem Stabe,
aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrückten
Akrokorinth des Wanders Blicken,
und in Poseidons Fichtenhain
tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
von Kranichen begleiten ihn,
die fernhin nach des Südens Wärme
in graulichem Geschwader ziehn.

„Seid mir begrüßt, befreundte Scharen,
die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm ich euch,
mein Los, es ist dem euren gleich:
Von fern her kommen wir gezogen
und flehen um ein wirtlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

Und munter fördert er die Schritte
und sieht sich in des Waldes Mitte -
da sperren, auf gedrangem Steg,
zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muss er sich bereiten,
doch bald ermattet sinkt die Hand,
sie hat der Leier zarte Saiten,

doch nie des Bogens Kraft gespannt.
Er ruft die Menschen an, die Götter,
sein Flehen dringt zu keinem Retter,
wie weit er auch die Stimme schickt,
nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muss ich hier verlassen sterben,
auf fremdem Boden, unbeweint,
durch böser Buben Hand verderben,
wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
da rauscht der Kraniche Gefieder,
er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
wenn keine andre Stimme spricht,
sei meines Mordes Klag erhoben!“
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
und bald, obgleich entstellt von Wunden,
erkennt der Gastfreund in Korinth
die Züge, die ihm teuer sind.
„Und muss ich so dich wiederfinden,
und hoffte mit der Fichte Kranz
des Sängers Schläfe zu umwinden,
bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,
versammelt bei Poseidons Feste,
ganz Griechenland ergreift von Schmerz,
verloren hat ihn jedes Herz;
und stürmend drängt sich zum Prytanen
das Volk, es fordert seine Wut,
zu rächen des Erschlagenen Manen,
zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
der Völker flutendem Gedränge,
gelockt von der Spiele Pracht,
den schwarzen Täter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
Tat's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
jetzt eben durch der Griechen Mitte,
und während ihn die Rache sucht,
genießt er seines Frevels Frucht;
auf ihres eignen Tempels Schwelle
trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
sich dreist in jene Menschenwelle,
die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedrängt sitzen,
es brechen fast der Bühne Stützen,
herbeigeströmt von fern und nah,
der Griechen Völker wartend da;
dampfbrausend wie des Meeres Wogen,
von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
in weiter stets geschweiftem Bogen
hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
die gastlich hier zusammenkamen?
Von Kekrops' Stadt, von Aulis' Strand,
von Phokis, vom Spartanerland,
von Asiens entlegner Küste,
von allen Inseln kamen sie
und horchen von dem Schaugerüste
des Chores grauser Melodie,

der, streng und ernst, nach alter Sitte,
mit langsam abgemessnem Schritte
hervortritt aus dem Hintergrund,
umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
sie schwingen in entfleischten Händen,
der Fackel düsterrote Glut,
in ihren Wangen fließt kein Blut;
und wo die Haare lieblich flattern,
um Menschenstirnen freundlich wehn,
da sieht man Schlangen hier und Nattern
die giftgeschwollenen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise
beginnen sie des Hymnus Weise,
der durch das Herz zerreißend dringt,
die Bande um den Frevler schlingt.
Besinnungraubend, herzbetrend
schallt der Erinnyen Gesang,
er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rchend nahn,
er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
des Mordes schwere Tat vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
das furchtbare Geschlecht der Nacht.

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
geflügelt sind wir da, die Schlingen
ihm werfend um den flcht'gen Fuß,
dass er zu Boden fallen muss.
So jagen wir ihn ohn Ermatten,
versöhnen kann uns keine Reu,
ihn fort und fort bis zu den Schatten,
und geben ihn auch dort nicht frei.“

So singend tanzen sie den Reigen,
und Stille wie des Todes Schweigen
liegt überm ganzen Hause schwer,
als ob die Gottheit nahe wr.
Und feierlich, nach alter Sitte,
umwandelnd des Theaters Rund,
mit langsam abgemessnem Schritte
verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
noch zweifelnd jede Brust und bebet
und huldiget der furchtbarn Macht,
die richtend im Verborgnen wacht,
die unerforschlich, unergrndet
des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
dem tiefen Herzen sich verkündet,
doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
die Kraniche des Ibykus!“ -
Und finster plötzlich wird der Himmel,
und über dem Theater hin
sieht man, in schwärzlichem Gewimmel,
ein Kranichheer vorberziehn.

„Des Ibykus!“ - Der teure Name
rhrt jede Brust mit neuem Grame,
und wie im Meere Well auf Well,
so läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus, den wir beweinen,
den eine Mrderhand erschlug!
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“

Und lauter immer wird die Frage,
und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
durch alle Herzen: „Gebet acht,
das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
und ihn, an den's gerichtet war.“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
mcht er's im Busen gern bewahren;
umsonst! Der schreckenbleiche Mund
macht schnell die Schuldbewussten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
die Szene wird zum Tribunal,
und es gestehn die Bösewichter,
getroffen von der Rache Strahl.

Rezitator: Wilhelm von Humboldt:

An Schiller. Paris, 7. Dezember 1797

Es liegt eine Größe und Erhabenheit (in den Kranichen), die Ihnen wiederum ganz eigen ist. Vorzüglich von der Erwähnung des Theaters an ist die Schilderung göttlich. Das Gemälde des Amphitheaters und der Versammlung ist so lebendig, groß und klar, schon die Namen der Völker versetzen in jene glückliche Zeit, dass ich kaum etwas Prächtigeres für die Phantasie kenne. Und nun der Chor der Eumeniden, wie er in seiner furchtbaren Größe auftritt, des Theaters Rund umwandelt, und endlich, selbst dann noch schauerlich, verschwindet. Hier ist die Sprache zugleich Ihnen so individuell und der Sache so angemessen... Die Erhabenheit für Phantasie und Herz, die dem Griechischen Ausdruck so eigen ist, gewinnt jetzt noch, dünkt mich, einen Zuwachs mehr für den Geist.

Der „Ibykus“ hat einen außerordentlichen Gehalt; er ergreift tief; er erschüttert; er reißt hin und man muss immer wieder zu ihm zurückkehren. Überraschend schön sind noch die Übergänge, und die schwierige Erzählung der Entwicklung ist Ihnen sehr gut gelungen.

[[Musikalisches Zwischenspiel.]]

Rezitator:

Wilhelm von Humboldt: „Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“

Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, dass es eine innere geheime Übereinstimmung geben muss zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden (Kraft)... war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem.

Rezitator: Der Gang nach dem Eisenhammer

Ein frommer Knecht war Fridolin,
und in der Furcht des Herrn
ergeben der Gebieterin,
der Gräfin von Savern.

Sie war so sanft, sie war so gut;
doch auch der Launen Übermut
hätt' er geeifert zu erfüllen
mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
bis spät die Vesper schlug,
lebt' er nur ihrem Dienst allein,
tat nimmer sich genug.

Und sprach die Dame: „Mach dir's leicht!“
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertross
die Gräfin ihn erhob;
aus ihrem schönen Munde floss
sein unerschöpftes Lob.

Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
es gab sein Herz ihm Kindesrecht;
ihr klares Auge mit Vergnügen
hing an den wohlgestalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
des Jägers, gift'ger Groll,
dem längst von böser Schadenlust
die schwarze Seele schwoll;
und trat zum Grafen, rasch zur Tat
und offen des Verführers Rat,
als einst vom Jagen heim sie kamen,
streut' ihm ins Herz des Argwohns Samen:

„Wie seid ihr glücklich, edler Graf“,
hub er voll Arglist an,
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
des Zweifels gift'ger Zahn;
denn ihr besitzt ein edles Weib,
es gürtet Scham den keuschen Leib.
Die fromme Treue zu berücken
wird nimmer dem Versucher glücken.“

Da rollt der Graf die finstern Brau'n:
„Was red'st du mir, Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend baun,
beweglich wie die Well'?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund;
mein Glaube steht auf festem Grund:
Vom Weib des Grafen von Saverne
bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne.“

Der andre spricht: „So denkt ihr recht.
Nur Euren Spott verdient
der Tor, der, ein geborner Knecht,
ein solches sich erkühnt,
und zu der Frau, die ihr gebeut,
erhebt der Wünsche Lüsterheit“ -
„Was?“ fällt ihm jener ein und bebet,
„red'st du von einem, der da lebet?“ -

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
das bärg' sich meinem Herrn!
Doch, weil ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
so unterdrück' ich's gern“ -
„Du bist des Todes, Bube, sprich!“
Ruft jener streng und fürchterlich.
„Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?“ -
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden.“

Er ist nicht hässlich von Gestalt,
fährt er mit Arglist fort,
indem's dem Grafen heiß und kalt
durchrieselt bei dem Wort.
„Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Eurer selbst nicht achtet,
an ihren Stuhl gefesselt schmachtet?

Seht da die Verse, die er schrieb
und seine Glut gesteht“ -
„Gesteht!“ - „Und sie um Gegenlieb',
der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch;
mich reuet jetzt, dass mir's entfahren,
denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?“

Da ritt in seines Zornes Wut
der Graf ins nahe Holz,
wo ihm in hoher Öfen Glut
die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spat den Brand
die Knechte mit geschäft'ger Hand;
der Funke sprüht, die Bälge blasen,
als gält' es, Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
verbündet sieht man hier;
das Mühlrad, von der Flut gerafft,
umwälzt sich für und für;
die Werke klappern Nacht und Tag,
im Takte pocht der Hämmer Schlag,
und bildsam von den mächt'gen Streichen
muss selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
und der euch also fragt:
„Habt ihr befolgt des Herren Wort?“
den werft mir in die Hölle dort,
dass er zu Asche gleich vergehe,
und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!“

Des freut sich das entmenschte Paar
mit roher Henkerslust,
denn fühllos wie das Eisen war
das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
erhitzen sie des Ofens Bauch,
und schicken sich mit Mordverlangen,
das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
der Herr begehret dein.“
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„Musst gleich zum Eisenhammer hin,
und frage mir die Knechte dorten,
ob sie getan nach meinen Worten!“

Und jener spricht: „Es soll geschehn“
und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebeut?“
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich,
so sag, was kann ich dir verrichten?
denn dir gehören meine Pflichten.“

Darauf die Dame von Savern
versetzt mit sanftem Ton:
„Die heilige Messe hört' ich gern,
doch liegt mir krank der Sohn.
So gehe denn, mein Kind, und sprich
in Andacht ein Gebet für mich,
und denkst du reuig deiner Sünden,
so lass auch mich die Gnade finden.“

Und froh der vielwillkommenen Pflicht,
macht er im Flug sich auf,
hat noch des Dorfes Ende nicht
erreicht im schnellen Lauf,
da tönt ihm von dem Glockenstrang
hellschlagend des Geläutes Klang,
das alle Sünder, hochbegnadet,
zum Sakramente festlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich nicht aus,
find'st du ihn auf dem Wege!“
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus;
kein Laut ist hier noch reg.
denn um die Ernte war's, und heiß
im Felde glüht' der Schnitter Fleiß.
Kein Chorgehilfe war erschienen,
die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald
und macht den Sakristan;
„das“, spricht er, „ist kein Aufenthalt,
was fördert himmelan.“
Die Stola und das Cingulum
hängt er dem Priester dienend um,
bereitet hurtig die Gefäße,
geheiligt zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiß getan,
tritt er als Ministrant
dem Priester zum Altar voran,
das Messbuch in der Hand,
und knieet rechts und knieet links,
und ist gewärtig jeden Winks,
und als des Sanctus Worte kamen,
da schellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt,
und zum Altar gewandt,
den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
in hocherhabner Hand,
da kündet es der Sakristan
mit hellem Glöcklein klingend an,
und alles kniet und schlägt die Brüste,
sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus
mit schnell gewandtem Sinn;
was Brauch ist in dem Gotteshaus,
er hat es alles inn',
und wird nicht müde bis zum Schluss,
bis beim Vobiscum Dominus
der Priester zur Gemein' sich wendet,
die heil'ge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
in Ordnung säuberlich;
erst reinigt er das Heiligtum,
und dann entfernt er sich
und eilt, in des Gewissens Ruh,
den Eisenhütten heiter zu,
spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
zwölf Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot
und sieht die Knechte stehn,
da ruft er: „Was der Graf gebot,
ihr Knechte, ist's geschehn?“
Und grinsend zerren sie den Mund
und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
der Graf wird seine Diener loben.“

Die Antwort bringt er seinem Herrn
in schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
kaum traut er seinem Blick:
„Unglücklicher! Wo kommst du her?“
„Vom Eisenhammer.“ - „Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?“ -
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet.“

„Denn, als von Eurem Angesicht
ich heute ging, verzeiht!
da fragst' ich erst, nach meiner Pflicht,
bei der, die mir gebeut.

Die Messe, Herr, befahl sie mir
zu hören; gern gehorcht' ich ihr,
und sprach der Rosenkränze viere
für Euer Heil und für das ihre.“

In tiefes Staunen sinket hier
der Graf, entsetzet sich:
„Und welche Antwort wurde dir
am Eisenhammer? Sprich!“ -
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
zum Ofen wies man lachend hin:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
der Graf wird seine Diener loben.“ -

„Und Robert?“ fällt der Graf ihm ein,
es überläuft ihn kalt,
„Sollt' er dir nicht begegnet sein?
Ich sandt' ihn doch zum Wald.“ -
„Herr, nicht im Wald, nicht auf der Flur
fand ich von Robert eine Spur“ -
„Nun“, ruft der Graf und steht vernichtet,
„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!“

Und gütig, wie er nie gepflegt,
nimmt er des Dieners Hand,
bringt ihn der Gattin, tief bewegt,
die nichts davon verstand:
„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
lasst's eurer Huld empfohlen sein!
Wie schlimm wir auch beraten waren,
mit dem ist Gott und seine Scharen.“

[[Hier ist ein musikalisches Zwischenspiel möglich.]]

- PAUSE -

Zwei Rezitatoren: Der Graf von Habsburg

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
»Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.«

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
*»Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?«* –

»Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,« spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
»Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.«

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
*»Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Järgergeschoss,
Und als er auf seinem stattlichen Ross
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern;
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
Vorankam der Messner geschritten.*

*Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblöbet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend
Damit er das Bächlein durchschritte.*

*,Was schaffst du?' redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
,Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum dass dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wasserlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen.'*

*Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,*

*Dass er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen das Ross zurück,
Bescheiden am Zügel geführt.*

*„Nicht wolle das Gott, rief mit Demutsinn
Der Graf, dass zum Streiten und Jagen
Das Ross ich beschrütte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.“*

*„So mög' Euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr ihn jetzt geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glänzen die spätesten Geschlechter!“*

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das getan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Anmerkung [von Schiller]. — *Tschudi*, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, dass der Priester, dem dieses mit dem Grafen von Habsburg begegnet, nachher Kaplan bei dem Kurfürsten von Mainz geworden und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Kurfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten.

Rezitator: Friedrich Schiller: Über Anmut und Würde.

„Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, dass es dem Affekt die Leitung seines Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein andres Verdienst, als dass sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn der bloße Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus; und das heldenmütigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, dass man anders handeln und empfinden könnte.“

[[Hier ist ein musikalisches Zwischenspiel möglich.]]

Opa: 7. Brief

Liebe Laura,

nach unserem Telefongespräch, welches der leere Akku deines Handys so abrupt beendet hat, möchte ich Dir nochmals schreiben, wie sehr ich mich über Deine „Literatur-Studien“ der letzten Wochen freue. Dass Du im „Graf von Habsburg“ die Darstellung von Schillers herrlicher Idee der Schönen Seele entdeckt hast, zeigt, wie tief Du schon in Schillers Gedankenwelt eingedrungen bist. Ich finde es auch ganz toll, dass du in Anette von Droste-Hülshoffs Ballade „Vergeltung“ die gleiche Idee wie in Schillers „Ibykus“ und „Eisenhammer“ entdeckt hast. Die Schlusszeilen: „Da liest er an des Galgens Holze: / „Batavia Fünfhundertzehn“ sagen tatsächlich das Gleiche wie „getroffen von der Rache Strahl.“ Ich bin gespannt, welche Dichter Du noch findest, die diese Idee in einer ihrer Balladen ausgedrückt haben.

Liebe Laura, ich schicke Dir nun etwas, was Dir hoffentlich Freude machen wird. Es ist ein Gedicht, das ich vor vielen Jahren selbst geschrieben habe. Damals habe ich mich, genau wie Du jetzt, mit Schillers Balladen beschäftigt. Dabei bin ich auf ein Fragment gestoßen, also eine Notiz Schillers, in der er die Ballade von Orpheus skizziert. Er hat sie aber nicht ausgeführt. Es hat mich damals gejackt, in Schillers Haut zu fahren und mir zu überlegen, wie diese Ballade wohl geklungen hätte, wenn sie fertig geworden wäre. So gut wie Schiller es selbst getan hätte, kann das natürlich niemand machen. Aber ich glaube, mein Versuch gibt eine Idee davon. Vielleicht versuchst Du es ja auch einmal mit dem Dichten. Du weißt schon viel über Balladen und Poesie.

Viele Grüße

Dein Opa

Rezitator: Anlage: Orpheus Fragment und Gedicht

Orpheus in der Unterwelt – Das Fragment von Friedrich Schiller.

Ge dräng im Orkus, Bewegung, Saitenklang durch das stille Reich.

Orpheus mit der Leier, auf ihn eindringende Larven, er immer vorwärts schreitend und mit dem Klang der Saiten sie von sich wehrend. Die Töne der Leier bilden einen Lebenskreis um ihn her, dass er, ein Lebendiger, jugendlich Blühender, ungefährdet durch die Schatten geht, obgleich immer von neuen Scheusalen bedroht. So gelangt er, unter Begleitung zahlloser Schatten, ein mächtig Schreitender, bis zum Thron des stygischen Königs. Erstaunlich, allgemeines über das Abenteuer.

Beschreibung des Lokals; alles geisterhaft, gierig, farb- und gestaltlos.

Er redet den Schattenbeherrscher an und fordert seine Gattin zurück: „Nimm das Alter, aber schone die Jugend“ etc. Eindruck seiner Rede, Gebärde der Schatten, Macht der Leier.

Antwort des Schattenbeherrschers, dass Orpheus seine Macht besingen soll.

Orpheus weigert sich, den Tod zu singen, aber dem Leben stimmt er jetzt ein Lied an. - Der Hymnus auf das Leben, in der Hölle gesungen, vor Toten und Geistern: 1. Das Licht, die Farbe, die Wärme, die Gestalt, die Fülle, die Schönheit. Meer und Land. - Erstaunen der Manen. 2. Der Schall, die Stimme, die Melodie, die Leidenschaft. Refrain. 3. Der Genuss: Leben, Lieben, Beleben! - - -

[[Hier ist ein musikalisches Zwischenspiel möglich.]]

Rezitator: Orpheus in der Unterwelt

nach einem Fragment Schillers von Ralf Schauerhammer

„Charon, lenke deine Fähre
durch des Totenflusses Schlund;
deinen Dienst mir nicht verwehre,
nimm den Lohn aus meinem Mund.
In den Hades muss ich gehen,
muss Euridyke dort sehen.“

„Orpheus, dort im Schattenreiche
kennt man nicht die Kraft der Lieder.
Vor der Todesschwelle weiche!
Keiner kehrt vom Hades wieder
in des Lebens Licht zurück -
Nicht durch Taten, nicht durch Glück.“

Orpheus schlug die goldne Leier,
schilderte mit Trauerklänge,
wie sie, fliehend vor dem Freier,
trat auf jene gift'ge Schlange.
„Ach, sie musste grausam sterben,
durch des lüst'ren Gottes Werben!“

Charon bindet los den Nachen,
rudert schweigend durch die Wellen,
rudert in der Hölle Rachen.
Kerberos mit grimmen Bellen
tobt und geifert, fletscht und springt.
Orpheus geht vorbei und singt.

Und es klingt sein helles Singen
vorwärts in die graue Leere,
ohne Wirkung zu vollbringen,
ohne Echo, wie am Meere
kraftlos jeder Ton verweht
und im Rauschen untergeht.

Lauter schlägt er nur die Saiten,
schöner malt er Melodien,
noch entschlossener wird sein Schreiten
zu dem styg'schen Throne hin.
Ernst, mit hocherhob'nem Blick
füllt den Raum er mit Musik.

Aus den Winkeln, aus den Ecken
lugen Larven scheu hervor,
staunend, zweifelnd, mit Erschrecken.
Welcher Klang durchdringt das Ohr?
Bringt zurück vergess'ne Zeit,
weckt was, ach, so weit, so weit! --

Überall entsteht Bewegung,
Schatten seufzen, flattern, schwirren,
bald ist überall Erregung,
kaltes Schnarren, Zischen, Klirren:
„Er will uns die Ruhe stören!“
„Ha, er wagt, uns zu betören!“

Orpheus mutig weiterschreitet.
Geister drohend ihn umringen;
doch von Zauberhand geleitet,
weichen sie vor seinem Singen,
bilden eine freie Bahn
bis zu Hades' Thron hinan.

Hades sieht auf Orpheus nieder,
spricht mit kalten Herrscheräugen:
„Spare deine Klagelieder,
die im Schattenreich nichts taugen!
Kannst den Tod nicht übertönen,
Wie am Meer einst die Sirenen.

Meiner höchsten Macht muss weichen,
was dem Erdschoß entspringt,
Tiere, Menschen, deinesgleichen,

alles vor mir niedersinkt!
Orpheus! Höre mein Gebot:
Preise meine Macht - den Tod!“

„Nicht dem Tode sing' ich Lieder,
singen will ich nur dem Leben.
Meine Gattin gib mir wieder,
Meiner Gattin gib das Leben!“
Orpheus schließt die Augen, singt,
was ihm in der Seele klingt.

„Singen will ich nur dem Leben,
nur der Sonne will ich singen,
will zum Licht das Auge heben
will mich über Wolken schwingen,
will in buntem Farbgewimmel
mich im Tau der Blüten brechen,
blitzen will ich hoch im Himmel,
mächtig wie der Donner sprechen;
will lebendig überschauen
Tal und Berge, Fluss und Auen,
Will umschließen um mich her
allumfassend, wie ein Meer.“

Staunend stehen alle Mahnen,
sie verspüren das Bedeuten,
sie ergreift ein fernes Ahnen
längst vergess'ner Lebensfreuden.
Orpheus schließt die Augen, singt,
was ihm in der Seele klingt.

„Ich preise dich, du schöner Schall,
das Echo, das der Berg mir bringt,
den Jubel, den die Lerche singt,
das sanfte Rauschen überall.

Ich preis' die heil'ge Melodie,
die aus dem reinen Busen quillt,
das Herz erregt, die Sinne stillt,
dich Seelenknospe Phantasie!

Oh Melodie! Oh süßer Schall!
Wie macht ihr diese Welt so reich,
lebendig klingend, niemals gleich,
im Kleinsten stets ein ganzes All.“ --

Alle Geister sinnend stehen,
fühlen trauernd mit dem Gatten.
Selbst die Furien vergehen
nur zur ahnungsvollen Schatten.
Orpheus schließt die Augen, singt,
was ihm in der Seele klingt.

„Des Frühlings tändelnde, spielende Triebe
umtummeln die Blüte in trunkener Lust.
Des Sommers Erwärmen bekräftigt die Liebe,
den Samen erziehend in fühlender Brust,
um bald in des Herbstes farbigem Reigen
der Liebe lebendige Früchte zu zeigen.

Oh, lasst meine Gattin, die liebliche Blüte,
im Frühling gerissen zum Hades hinab,
Oh lasse, wie sommerlich wärmende Güte,
sie huldreich entsteigen dem finsternen Grab,
lass wachsen und reifen uns Früchte und Glück,
dann kommen wir gerne gemeinsam zurück.“ --

Seht, Persephone, sie weint,
fleht zu ihrem finstern Gatten,
dass die beiden er vereint
freigibt, aus dem Reich der Schatten!
Orpheus schließt die Augen, singt,
was ihm in der Seele klingt.

„Die Hoffnung durchweht selbst Wüste und Stein
sie findet den glimmenden Kern
und haucht ihm neues Leben ein,
und weist auf den schönsten Stern allein,
damit der glimmende Funken erkennt,
wie groß das kleinste Licht doch brennt.

In Schönheit erzeugt die Liebe ein Lied,
eröffnet die ehrliche Brust,
bewirkt, dass ohne Unterschied
bald alles nach Herzenslust erblüht,
und selbst zu Schatten in ewiger Nacht
hat Rührung sie und Freude gebracht.“

Verwundert spricht der Herr der Schatten:
„Du wagst es, solch ein Lied zu singen,
von Liebe zu dem treuen Gatten!
Du wagst des Todes Macht zu zwingen!“ --
Dann schickt er schnell den Sänger fort
und spricht das düstre Richterwort:

„Selbst Schatten rührten deine Lieder.
Es sei gewährt die kühne Bitte.
Ich gebe dir die Gattin wieder.
Sie folge schweigend deinem Schritte;
doch wendest du dich um nach ihr,
bleibt sie für alle Zeiten hier!“

Laura: 7. Brief

Lieber Opa,
vielen Dank für das schöne Gedicht. Es ist leider viel trauriger, als ich zuerst gedacht hatte. Ich habe mich sofort an den Computer gesetzt, um im Internet herauszufinden, wie die Geschichte weiter gegangen ist. Leider hat sich Orpheus doch nach der Geliebten umgesehen – wie schlimm für beide, aber wie verständlich! Ich stellt mir nun die Frage, ob Schönheit den Tod besiegen kann. Ich bin dafür, dass sie es kann – ich hoffe es wenigstens. Vielleicht ist es aber doch nicht so und vielleicht hat Schiller das Gedicht deswegen nicht fertig machen wollen. Schade, dass man ihn nicht fragen kann, was er von Deiner Nachdichtung hält.

Viele Grüße
Deine Laura

[[Hier ist ein musikalisches Zwischenspiel möglich.]]

Rezitator: Der Taucher

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf ich hinab,
verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
er mag ihn behalten, er ist sein eigen.“

Der König spricht es und wirft von der Höh
der Klippe, die schroff und steil
hinaushängt in die unendliche See,
den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
vernehmen's und schweigen still,
sehen hinab in das wilde Meer,
und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunterwaget?“

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor,
und ein Edelknecht, sanft und keck,
tritt aus der Knappen zagendem Chor,
und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
und all die Männer umher und Frauen
auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang,
und blickt in den Schlund hinab,
die Wasser, die sie hinunterschlang,
die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
und wie mit des fernen Donners Getöse
entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
bis zum Himmel spritzt der dampfende Gischt,
und Flut auf Flut sich ohn Ende drängt,
und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
und schwarz aus dem weißen Schaum
klafft hinunter ein gähnender Spalt,
grundlos als ging's in den Höllenraum,
und reißend sieht man die brandenden Wogen
hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh die Brandung wiederkehrt,
der Jüngling sich Gott befiehlt,
und - ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült;
und geheimnisvoll über dem kühnen Schwimmer
schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
in der Tiefe nur brauset es hohl,
und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
Und hohler und hohler hört man's heulen,
und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein,
und sprächst: Wer mir bringet die Kron,
er soll sie tragen und König sein,
mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefasst,
schoss gäh in die Tiefe hinab,
doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
hervor aus dem alles verschlingenden Grab -
und heller und heller wie Sturmessausen
hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
bis zum Himmel spritzt der dampfende Gischt,
und Well auf Well sich ohn Ende drängt,
und wie mit des fernen Donners Getöse
entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß
da hebet sich's schwanenweiß,
und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß

und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
und er ist's und hoch in seiner Linken
schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und atmete lang und atmete tief,
und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief,
„Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht.
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
hat der Brave gerettet die lebende Seele.“

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar,
zu des Königs Füßen er sinkt,
den Becher reicht er ihm knieend dar,
und der König der lieblichen Tochter winkt,
die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
wer da atmet im rosigten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
und der Mensch versuche die Götter nicht,
und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riss mich hinunter blitzesschnell,
da stürzt' mir aus felsigem Schacht,
wildflutend entgegen ein reißender Quell,
mich packt des Doppelstroms wütende Macht,
und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
in der höchsten schrecklichen Not,
aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
das erfasst ich behend und entrann dem Tod,
und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
sonst wär er ins Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief,
in purpurner Finsternis da,
und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
das Auge mit Schaudern hinuntersah,
wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
zu scheußlichen Klumpen geballt,
der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
des Hammers greuliche Ungestalt,
und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewusst,
von der menschlichen Hilfe so weit,
unter Larven die einzige fühlende Brust,
allein in der grässlichen Einsamkeit,
tief unter dem Schall der menschlichen Rede
bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

Und schaudernd dacht ich's, da kroch's heran,
regte hundert Gelenke zugleich,
will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
lass ich los der Koralle umklammerten Zweig,
gleich fasst mich der Strudel mit rasendem Toben,
doch es war mir zum Heil, er riss mich nach oben.“

Der König darob sich verwundert schier,
und spricht: „Der Becher ist dein,
und diesen Ring noch bestimm ich dir,
geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
was du sahst auf des Meeres tief unterstem Grunde?“

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
„Lasst Vater genug sein das grausame Spiel,
er hat Euch bestanden, was keiner besteht,
und könnt Ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
so mögen die Ritter den Knappen beschämen.“

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
in den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell,
so sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.“

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
und er siehet erröten die schöne Gestalt,

und sieht sie erleichen und sinken hin,
da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
sie verkündigt der donnernde Schall,
da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
es kommen, es kommen die Wasser all,
sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
den Jüngling bringt keines wieder.

Rezitatoren: Wilhelm von Humboldt:

An Schiller. Dresden, den 9. Juli 1797

Eine große Kunst an Ihrem Taucher liegt, dünkt mich, in der Verteilung der Handlung in ihre verschiednen Momente. Sie haben gerade nur da verweilt, wo es der Leser erwartet, und eilen da schnell, wo er selbst auf die Folge begierig ist. Eine sehr schöne Modifikation der Empfindung beginnt mit dem Erscheinen der Königstochter und überaus rührend ist der Schluss. Einzelne Stellen sind über allen Begriff groß. So vor allen die Beschreibung dieser untern Regionen, der Vers: „Lang lebe der König“ und dann „Unter Larven die einzige fühlende Brust“. Man fühlt mit unwiderstehlicher Gewalt die Entfernung von allen menschlichen, sprechenden, empfindenden Wesen. Prächtig ist auch die Schilderung des Strudels selbst, und sehr malerisch das Emporkommen des Jünglings. Oft haben Sie schon durch die Wahl eines passenden Beiworts einen großen Effekt hervorgebracht. So das „rosigte Licht“, „mit emsigem Fleiß“, „die Tochter mit weichem Gefühl“, „die lebende Seele“.

Da alle Schilderungen in Ihrem Taucher eine so große Wahrheit haben, so wollte ich, dass Sie die Molche und Salamander aus dem Grunde des Meers wegbrächten. Sie sind zwar Amphibien, wohnen indes nie in der Tiefe und mehr nur in Sümpfen. Mit den Drachen kann man schon liberaler umgehn, da sie mehr ein Geschöpf der Fabel und der Phantasie sind.

Körner:

An Schiller. Dresden, den 9. Juli 1797

Bei einem einzigen Beiworte – purpurne Finsternis – habe ich gestutzt, und dies auch bei andern bemerkt. Ich weiß, dass die Alten einen solchen Ausdruck gebrauchten, aber hier trägt er, dünkt mich, nichts zur Darstellung bei und erweckt störende Nebenideen. Minna erklärt sich für die purpurne Finsternis. Sie hat bei Anfällen von Schwindel oft das Gefühl gehabt, dass ihr dunkle Gegenstände violett erschienen sind. Vom Schwindel weiß ich nun nichts. Auch gefällt ihr die Pracht in dem Ausdrucke, die ich zwar auch erkenne, die ich aber doch nicht dulden würde, wenn sich dies Beiwort nicht rechtfertigen lässt.

Schiller:

An Körner. Jena 21. Juli 1797

Wegen der purpurnen Finsternis brauchst Du Dir keine Sorge zu machen. Ob ich gleich der Minna dafür danke, dass sie mir ihre Schwindelerfahrung zum Succurs schickte, so komme ich und mein Taucher doch auch ohne das aus, das Beiwort ist gar nicht müßig, der Taucher sieht wirklich unter der Glasglocke die Lichter grün und die Schatten purpurfarb. Eben darum lass ich ihn wieder umgekehrt, wenn er aus der Tiefe heraus ist, das Licht rosigt nennen, weil diese Erscheinung nach einem vorhergegangenen grünlichten Scheine so erfolgt.

[[Musikalisches Zwischenspiel.]]

Johann Wolfgang Goethe über Balladen

Die Ballade hat etwas Mysteriöses, ohne mystisch zu sein... Der Sänger nämlich hat seinen prägnanten Gegenstand, seine Figuren, deren Taten und Bewegung so tief im Sinne, dass er nicht weiß, wie er ihn ans Tageslicht fördern soll. Er bedient sich daher aller drei Grundarten der Poesie, um zunächst auszudrücken, was die Einbildungskraft erregen [und] den Geist beschäftigen soll... Hat man sich mit ihr vollkommen befreundet, wie es bei uns Deutschen wohl der Fall ist, so sind die Balladen aller Völker verständlich... Übrigens ließe sich an einer Auswahl solcher Gedichte die ganze Poetik gar wohl vortragen, weil hier die Elemente noch nicht getrennt, sondern wie in einem lebendigen Ur-Ei zusammen sind, das nur gebrütet werden darf, um als herrlichstes Phänomen auf Goldflügeln in die Lüfte zu steigen.

An Schiller. Weimar, den 21. Juni 1797

Der Handschuh ist ein sehr glücklicher Gegenstand und die Ausführung gut geraten; ... Hier ist die *ganz reine Tat*, ohne Zweck oder vielmehr im umgekehrten Zweck, was so sonderbar wohl gefällt.

Rezitator: Der Handschuh

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf tut sich der weite Zwinger,

Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Ringsum,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich behend
Ein zweites Tor,
Daraus rennt
mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor,
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und reckt die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend,
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
Auf das Tigertier,
Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorges spottenderweis
Wendet sich Fräulein Kunigund:
„Herr Ritter, ist Eure Lieb so heiß
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund,
Ei so hebt mir den Handschuh auf.“

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbaren Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er der Handschuh zurück,
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick -
Er verheißt ihm sein nahes Glück -
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehrt ich nicht“,
Und verlässt sie zur selben Stunde.

[[Hier ist ein musikalisches Zwischenspiel möglich.]]

Rezitator: Zu Beginn ihrer Freundschaft schrieb Gottfried Körner an Schiller:

Leipzig, 11 Januar 1785.

Soll unser Briefwechsel fortgesetzt werden, so müssen wir Freunde sein, sonst hat er für beide Teile in der Folge mehr Beschwerliches als Anziehendes. Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie selbst sobald als möglich.

Rezitator: Schiller an Körner:

Mannheim den 10. Februar [Donnerstag] 85.

Seit Ihren letzten Briefen hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: „Diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du.“ Gewissen Menschen hat die Natur

die langweilige Umzäunung der Mode niedergerissen. Edlere Seelen hängen an zarteren Seilen zusammen, die nicht selten unzertrennlich und ewig halten. Große Tonkünstler kennen sich oft an den ersten Akkorden, große Maler an dem nachlässigsten Pinselstrich – edle Menschen sehr oft an einer einzigen Aufwallung.

Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine getan hat; der bis jetzt nur aus seinen Torheiten schließen kann, dass die Natur ein eigenes Projekt mit ihm vorhatte; der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bisher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann als sich selbst, und keinen nagenderen Kummer hat, als dass er das so wenig ist, was er so gern sein möchte – wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und teuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch.

Werden Sie nach diesem Geständnis vorbereitet sein, ein zweites zu hören? Ich habe einen so unglücklichen Hang zum Vergrößern, dass oft geringe Veranlassungen meine Hoffnung schwindelnd fortreißen, dass oft der kleinste Umstand mir ein Samenkorn von etwas Unendlichem wird. Dieses nämlich fängt mir an mit Ihrer Freundschaft zu begegnen. Ihre liebevollen Geständnisse trafen mich in einer Epoche, wo ich das Bedürfnis eines Freundes lebhafter als jemals fühlte, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten...

**Rezitator: Das Vermächtnis des Marquis von Posa an Königin Elisabeth:
Don Carlos, 4. Akt, 21. Auftritt**

Ich habe noch
Ein wichtiges Bekenntnis abzulegen;
In Ihre Hände leg' ich's ab. Mir ward
Ein Glück, wie es nur wenigen geworden:
Ich liebte einen Fürstensohn – Mein Herz,
Nur einem einzigen geweiht, umschloss
Die ganze Welt! – In meines Carlos Seele
Schuf ich ein Paradies für Millionen...

Er mache –
O sagen Sie es ihm, das Traumbild wahr,
Das kühne Traumbild eines neuen Staates,
Der Freundschaft göttliche Geburt. Er lege
Die erste Hand an diesen rohen Stein,
Ob er vollende oder unterliege –
Ihm einerlei! Er lege Hand an.

**Rezitator: Der Weg aus der Tyrannei zum freien Staat:
Friedrich Schiller an Prinz Friedrich Christian von Augustenburg**

Jena, 13. Juli 1793

Der Versuch des französischen Volks, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht... Der Moment war günstig, aber er fand eine verderbte Generation... Der Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht und gemacht hat, beweist unwidersprechlich, dass... derjenige noch nicht reif ist zur bürgerlichen Freiheit, dem noch so vieles zur menschlichen fehlt.

Nur seine Fähigkeit, als ein sittliches Wesen zu handeln, gibt dem Menschen Anspruch auf Freiheit... Alle Reform, die Bestand haben soll, muss von der Denkungsart ausgehen... Nur der Charakter der Bürger erschafft und erhält den Staat und macht... Freiheit möglich. Denn wenn die Weisheit selbst in Person vom Olymp herabstiege und die vollkommenste Verfassung einführte, so müsste sie ja doch Menschen die Ausführung übergeben...

Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel alle Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur – aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Charakters ausführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu schaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann.

Rezitator: Die Bürgerschaft

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande;
ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wollest du mit dem Dolche, sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“

„Ich bin“, spricht jener, „zu sterben bereit
und bitte nicht um mein Leben;
doch willst du Gnade mir geben,
ich flehe dich um drei Tage Zeit,
bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
ich lasse den Freund dir als Bürgen -
ihn magst du, entrinn ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger List
und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken.
Doch wisse: wenn sie verstrichen die Frist,
eh du zurück mir gegeben bist,
so muss er statt deiner erblassen,
doch dir ist die Strafe erlassen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
dass ich am Kreuz mit dem Leben
bezahle das frevelnde Streben;
doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
bis ich die Schwester dem Gatten gefreit.
So bleib du dem König zum Pfande,
bis ich komme, zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
und liefert sich aus dem Tyrannen,
der andere ziehet von dannen.

Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
eilt heim mit sorgender Seele,
damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
von den Bergen stürzen die Quellen,
und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab -
da reißt die Brücke der Strudel hinab,
und donnernd sprengen die Wogen
des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
wie weit er auch spähet und blicket
und die Stimme, die rufende, schicket -
da stößt kein Nachen vom sichern Strand,
der ihn setze an das gewünschte Land,
kein Schiffer lenket die Fähre,
und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
die Sonne, und wenn sie niedergeht
und ich kann die Stadt nicht erreichen,
so muss der Freund mir erleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
und Welle auf Welle zerrinnet,
und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da fasst er sich Mut
und wirft sich hinein in die brausende Flut
und teilt mit gewaltigen Armen
den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
und danket dem rettenden Gotte;
da stürzt die raubende Rotte
hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,

den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
und hemmet des Wanderers Eile
mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er für Schrecken bleich,
„ich habe nichts als mein Leben,
das muss ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
und von der unendlichen Mühe
ermattet sinken die Knie:
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
und soll hier verschmachtend verderben,
und der Freund mir, der liebende sterben!“

Und horch! da sprudelt es silberhell
ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
und stille hält er, zu lauschen;
und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell
springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
und freudig bückt er sich nieder
und erfrischt die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
und malt auf den glänzenden Matten
der Bäume gigantische Schatten;
und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
will eilenden Laufes vorüber fliehn,
da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
ihn jagen der Sorge Qualen;
da schimmern in Abendrots Strahlen
von ferne die Zinnen von Syrakus,
und entgegen kommt ihm Philostratus,
des Hauses redlicher Hüter,
der erkennt entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettetest den Freund nicht mehr,
so rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
mit hoffender Seele der Wiederkehr,
ihm konnte den mutigen Glauben
der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

„Und ist es zu spät und kann ich ihm nicht
ein Retter willkommen erscheinen,
so soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
dass der Freund dem Freunde gebrochen die
er schlachte der Opfer zweie
und glaube an Liebe und Treue.“

Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor
und sieht das Kreuz schon erhöht,
das die Menge gaffend umstehet;

an dem Seile schon zieht man den Freund empor,
da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürgtet!
Da bin ich, für den er gebürgtet!“

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
in den Armen liegen sich beide
und weinen für Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge tränenleer,
und zum Könige bringt man die Wundermär;
der fühlt ein menschliches Rühren,
lässt schnell vor den Thron sie führen.

Pflicht – Und blicket sie lange verwundert an;
drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
ihr habt das Herz mir bezwungen,
und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn –
so nehmet auch mich zum Genossen an.
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
in eurem Bunde der Dritte.“

– ENDE –